

12]

Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nasmussen.

Die folgende Nacht verbrachten sie bei einem Grammes, halb Sklave, halb Pächter seines Vaters, und von hier aus landte Hamza Nachricht über das Geschehene nach Sfax.

Der alte El Askari war ein mächtiger Caïd, der bewährte Statthalter der Stadt, der nicht bloß die oberste Richter Gewalt in der Azara und die ganze Exekutivmacht des Distrikts, sondern zugleich auch die Würde eines Steuereinhebers in seiner Person vereinigte. Dies letzte Amt bedeutete den traditionellen Weg der Aristokratie zum Reichtum, da man nach Belieben Steuern ausschrieb und nach den verwickeltesten Gummiparagraphen des Gesetzes in die Staatskasse einzahlte; aber die Rehrseite der Medaille war, daß diese Würde ebenso unfehlbar Todfeinde verschaffte. Als Hamza, der einzige Sohn des Hauses, verschwand, lag es für El Askari nahe, an einen Nachemord zu denken. Sowohl er wie seine vierte Gattin Dalla Hanifa beweinten ihn schon als tot, als seine Botschaft anlangte, daß er sich bloß ein Weib geholt habe. Kein Wunder, daß er den elterlichen Segen auf der Stelle erhielt; Dalla Hanifa betrachtete sogar Djerida als die Retterin ihres Sohnes und bewahrte ihr ihre Güte bis zu ihrem Tode.

Mabrufa, die Tochter jenes Grammes, der dem jungen Paare Obdach gegeben, folgte ihnen nach Sfax und blieb seither bei ihnen. Sie war an einen alten Grammes verkauft worden, der sie abwechselnd prügelte und liebte und sie hart arbeiten ließ. Ein ums anderemal lief sie heim, wurde aber jedesmal zurückgeschickt zu noch mehr Prügelein und noch brennenderer Liebe. Sie war soeben vor einigen Tagen heimgekehrt, weil ihr Mann gestorben war. Abends hatte ihm noch nichts gefehlt. Er hatte nur eine Schüssel Kuskus gegessen, die Mabrufa zubereitet hatte. Des folgenden Morgens war er also tot. Mabrufa zerriß sich die Wangen als Zeichen ihrer Trauer. Abends wurde er begraben. Mabrufa atmete leichter.

Und was Djeridas Vater betraf — so ließ auch er sich besänftigen. Aber zuerst ließ er sich bitten.

Der marokkanische Tibi war kein Narr, der sich wegen eines Turteltaubenpaares mit einem ganzen Stamm verfeindete.

Wohl sprach er mit Djerida, aber zuerst sprach er mit ihrem Vater, und der Alte war nur allzu glücklich über die Aussicht, mit einem so mächtigen Manne wie El Askari verwandt zu werden. Er wußte im Vorhinein genauen Bescheid über die Flucht, war aber wütend und verzweifelt, als sie entdeckt wurde; denn er fürchtete, der mächtige Caïd könnte seine Mitschuld argwöhnen.

Ebenso gut wußte Djerida selbst, daß keiner im Lager ihnen nachsehen würde. Aber sie genoß die ganze Spannung in Hamzas Flucht, in seinem wilden Ritt ums Leben. Sie vertraute ihm auch ihr Geheimnis nicht an. Weder damals noch später. Erst als Sultana groß genug war, das ganze Abenteuer zu hören, amüsierte sie sich gemeinsam über den gesoppten Si Hamza.

In dem ganzen Jugendabenteuer der Eltern war nur eines, was Sultana fesselte: die Flucht über die Steppe.

Abend und Abend hatte sie sich wie ein Kind, das immer wieder dieselbe Geschichte genießen kann, in diese Episode hineingeträumt. Sie hatte im Voraus in dem Mause geschwelgt, borne auf einem fliegenden Renner zu sitzen, die Arme um einen starken, mutigen Araber geklammert, der ihr Herz besaß.

Noch jetzt konnte sie des Abends zuweilen in diese Träumereien versinken, aber sie waren in den Sintergrund gedrängt worden; die Träume hatten einen lebenden Menschen als Mittelpunkt erhalten, ein Gesicht, um das sie kreifen konnten.

Der Held ihres kindlichen Frauenherzes war Marcel. Sie hatte ihn eigentlich als Erbteil von Nur übernommen, der zu ihm aufsaß, ihn bewunderte und seine Worte stets als unumstößliche Wahrheiten ansführte.

So viel Weisheit ließ Sultana natürlich kalt, aber wenn ihr lieber Nur heimkam und über die französischen Jungen

jammerte, die ihn bis in die Seele hinein verletzten, und über die algerischen Juden, die ihn zum Gegenstand des Gespöts machten, dann aber als eines Lichtpunktes Marcel erwähnte, der sich für den armen Angegriffenen in die Bresche gestellt und die anderen mit den Schultern an die Wand gedrängt hatte, dann zerschmolz sie geradezu vor Begeisterung. Auf diesem Wege hielt er seinen Einzug in ihr Herz.

Lange bevor sie ihn gesehen, hatte sie sich ein Bild von ihm geformt.

Als Marcel Nur zum ersten Male besuchte, stand sie schon in dem Alter, wo ein islamitisches Mädchen anständigertweise in den Harem gesperrt und den Blicken aller Männer entzogen wird. Von der Driba aus, in welche Marcel geführt wurde, konnte man weder den Marmorhof noch dessen Gemächer sehen. Aber sie war bei seinem Kommen und Gehen hinter einem Musjarabieh der oberen Wohnung gestanden, dessen dichtes Rattenwerk ihr gestattete zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden, während Nur, der von ihr eingeweiht war, Marcel wie zufällig aufgehalten und dafür gesorgt hatte, daß er ihr das Gesicht zuwandte.

Sie erinnerte sich ganz gut, daß sie das erste Mal ein wenig enttäuscht war. Er war schwächer als das Bild, das sie sich von Nurs Beschützer gemacht hatte.

Indessen — so seltsam geht es zu — je öfter sie Gelegenheiten hatte, ihn zu sehen, desto mehr war es eben dieses Schwächliche, biegsam Schlanke seiner Erscheinung, das sie bezauberte. Sein Gang hatte etwas ganz Besonderes. Es gab Leute, die behaupteten, er ginge wie ein Dromedar, das will sagen, sehr zierlich und behutsam. Andere fanden, er stolziere wie ein Storch. Mit etwas bösem Willen konnte man sich recht gut über seinen Gang lustig machen. Er ruderte sich mit den Schultern weiter, drückte gern die Ellbogen an die Hüfte und hielt die über den Daumen geballten Hände gerade vor dem Magen. Sultana aber sah nur den eigentümlichen Rhythmus dieses Ganges; sie war bezaubert von diesem Rhythmus, ahmte ihn nach, lebte in ihm und mit ihm, wenn sie allein war.

Sein Gesicht hatte logisch ihren Vorstellungen entsprochen; sie wußte, es würde schmal und bleich sein, mit dünnen Lippen, etwas vorstehenden Wadenknochen und großen, in tiefen Höhlen liegenden dunklen Augen von einer glimmenden Glut, aber ohne blühendes Feuer. Im Grunde sah sie sein Antlitz nur das erste Mal Zug für Zug, wie es in Wirklichkeit war. Schon beim zweiten Male hatte die Liebe, die nötigenfalls in einem Holzloz ein Götterbild erblickt, ihr Dichterwerk begonnen. Da wurden die bleichen Wangen und die Schwermut der Augen nicht Ausdruck einer schwächlichen Konstitution, sondern Symbole eines geduldig ergebenden Herzens, einer feinen, ja weiblich feinen Seele, und sie freute sich, in dem warmen Licht dieser Augen den stählernen Glanz, das feurige Begehren zu vermissen, die sie so oft in den Blicken anderer Männer erschreckt hatten.

So traf es sich, daß Sultana, Tochter des Riesen, Tochter des wilden Beduinenweibes, sie, die sich einen speereckenden Almansur als Bräutigam geträumt hatte, in Demut niederfiel vor der Weiblichkeit eines Mannesherzens, vor dem mindest kriegerischen und körperstarken der jungen Männer in Tunis.

Selbst die künstlerische oder wenn man so will — es kommt ja oft auf dasselbe hinaus — ein wenig weibliche Zierlichkeit seiner äußeren Person mißfiel ihr durchaus nicht. Sie sah etwas unendlich Bornehmes in seinen hellen, leichten Tropentrachten, in seiner Vorliebe für gestickte Hemden in zart gedämpften Farben, in den hochristigen Stiefeln, die seinen kleinen Fuß so weich umschlossen und immer glänzend weiß waren wie frischgefallener Schnee.

Die Zeit verstrich. Sie hatte gedichtet und geträumt, ihn verschönt und vergrößert; täglich hatte die Liebe neuen Wein aus ihrer reichen Phantasie gesogen.

Und als sie dann endlich draußen auf Sidi bel Hassan ihrem Prinzen begegnete, ihm ganz nahe war, ohne das Holzgitter des schützenden Musjarabiehs zwischen sich und ihm, da hatte es sie plötzlich unwiderstehlich überkommen, ihm ihr Antlitz und ihre Liebe zu offenbaren.

Seit jenem großen Merktag ihres Lebens hatten Traum

und Phantasie wie ein gefesselter Ballon stets über ein und demselben Punkte geschwebt. Sie fand Ruhe in jenem göttlichen Augenblick, wo seine Hände sich um ihr Herz schlossen, wo sie es vor ihren Ohren wirbeln und sausen spürte wie ein Ertrinkender, der sinkt und sinkt, süß schmachend versinkt in die ruhige Umarmung des Todes.

Auch in dieser stillen Mondnacht, in die nur das Blättschern der kleinen Fontänen des Marmorhofes Klang wie der Gesang ferner Violinen, war dasselbe Bild auf die weiße Mauer gezaubert, die sie anstarrte. Aber eine Disharmonie, ein neues Seufzen hatte sich in ihr Herz geschlichen.

Wie, wenn ihr Vater bald Ernst machte, sie zu verheiraten? Konnte sie dann zu Marcel flüchten? Würde sie, unbekannt in den Labyrinth der Stadt, sein Haus in der nächtlichen Finsternis finden? Und würde er sie bei sich verbergen, vor seiner Mutter und vor allen verbergen, bis sie zusammen entfliehen konnten in seine fernen Märchenländer?

Im Hofe widerhallende Schritte weckten sie aus diesen Gedanken.

Si Hamza kehrte heim. Nach seinem Gang zu urteilen, war er betrunken. Seit Lalla Hannifas Tod war es häufig geschehen, daß er das Verbot des Korans brach.

In demselben Augenblick, da er die Türe zu bit el nüm schloß, versank Sultana in festen Schlummer. —

Sie meinte eben eingeschlafen zu sein, als sie plötzlich in unerklärlicher Angst emporfuhr.

Zwei Hunde heulten im Nachbarhofe; aber schlaftrunken wie sie war, konnte sie sich nicht sogleich Rechenschaft geben, welsch anderer Laut es war, der dicht unter ihren Fenstern im Hofe klatschte.

Sie sprang auf und sah hinaus.

Alles erstarrte in ihr.

In den Arkaden vor dem Schlafgemach stand Si Hamza und prügelte ihre Mutter. Sie lag wie in einem Schraubstock über seinen Pfosten von Weinen, nur angetan mit dem kleinen arabischen Hemde, das bis zur Hüfte reicht, und er züchtigte sie wie ein unartiges Kind mit dem Aufgebot seiner ganzen Riesenkraft.

(Fortsetzung folgt.)

Linus freier.

Von Jeppe Aakjær.

Die Aprilsonne ging langsam im Westen unter, sandte aber vorher den Siebelfenstern in dem alten Heidhof einen feurigen Blick. Die knorrigen Fliederbüsche und die pyramidenförmigen Torshäufen gewährten nur geizig einen Blick auf die alterskrummen Lehmwände, an denen die Kesseln ihre einformigen Bewegungen abschatteten, wenn ein Windstoß sich von der allgemeinen Jagd um das Haus losgerissen und hierher verirrt hatte. Als das letzte glühende Rot der Sonne im Schweigen des Abends versank, kam aus dem westlichen Tor der Hofbahn herausgejagt, setzte mit einem wilden Schrei über die Torshäufen und ließ sich in einem jädragen Fall auf die Acker draußen nieder, um dann eiligst weiter zu watscheln. Gleichzeitig hörte man vom Innern des Hofes mehrstimmiges Gemeder, und man wußte nun, daß die Schafherde vom Feld heimgekommen war und daß die übermütigen Lämmer nach ihrer Gewohnheit den Hahn gehetzt hatten, um sich an der wilden Flucht des gespornten Herrn zu ergötzen.

Im Hofraum stand der Bauer Sören — wie Laban im alten Testament — mit gepreizten Beinen an der Tür des Schafstalls und zählte seine wolligen Schafe. Die Schafe drängten sich um seine Kniee zusammen, um zu ihrem Heu hineinzukommen; einige der kleinsten und mutigsten kürzten den Weg ab, indem sie Sören zwischen die gebogenen Beine hindurchrannten. Und alle erhielten einen kleinen Klapps, damit die Sache schleuniger von staten gehen sollte. Ein saurer Dunst von langlodigen Schafspelzen stieg an Sörens Nase und zu dem niedrigen Dach hinaus, während die eifrigen Hüfte der Tiere tausend Abdrücke ihrer kleinen harten Hufe in die Erdschicht des Hofes drückten.

— 40 — 41 — 42 — es fehlen ja einige,“ rief der Bauer, als der letzte Lämmerhauz im Stall verschwunden war. „Wo ist das grauschauzige mit den beiden Lämmern?“ Die Worte waren an einen zehnjährigen Hirtenjungen gerichtet, der in Hemdsärmeln dostand und einem eben geborenen Lamm zusprach, das er in seine Jade gewickelt hatte und das in Zwischenträumen ein verstorrenes, jammerndes Medern hören ließ.

Die Wirtschafterin wollte, daß das heute zuhause bleiben sollte,“ antwortete der Junge und wandte sich gleichzeitig nach dem westlichen Tor, wo ein junges, kräftiges Weib mit gelbem Haar und ein Paar langen, glänzenden Ohrringen in den Hofraum trat. Sie war mit Weinwätsche beladen, die sie eben von der Hecke des Gartens abgesammelt hatte.

„Hast Du eins der Schafe zuhause bleiben lassen?“ fragte der Bauer in erheblich milderem Ton, während sein Blick mit Wohlbehagen die kräftige Rückenlinie der häuslichen Lina liebkoste.

„Das habe ich freilich,“ antwortete Lina fest. „Ich hatte einige Kohlblätter für sie, und sie heßt sich in dieser Zeit ja mit den beiden Lämmern ab.“

Damit war die Sache im Grunde erledigt, da der Wirtschafterin in diesem Hause immer das letzte Wort zuziel. Um seiner Autorität willen glaubte aber Sören doch bemerken zu müssen: „Das Ding frißt ja nämlich den Kälbern den Klee weg.“

„Ah, die Burschen werden ihren Teil schon bekommen. Außerdem hast Du wohl nicht vergessen, daß die Grauschauzige das Schaf unserer Mutter war. Es könnte ihr also gern ein bißchen mehr Freundlichkeit entgegengebracht werden, als den anderen.“ Damit war für Sören von vornherein jeder weitere Einwand abgeschritten.

Sören hatte seine Frau vor reichlich einem Jahr verloren. Während sie lebte, war er durchaus nicht so schrecklich gut gegen sie gewesen, aber nun nach ihrem Tod liebte er, sich mit dem Nimbus eines vom Schicksal schwer getroffenen Mannes zu umgeben. Gelang es ihm, einen der Nachbarn unter vier Augen zu sprechen, so konnte er die ganze Nacht davon reden — und zwar mit den stärksten Intimitäten —, was der schonungslose Tod ihm in der selbigen Verschiedenen geraubt hatte. Alle wußten indessen, daß der ehrliche Sören sich ganz gut zu trösten verstand. Augenblicklich war er von der schönen Lina stark in Anspruch genommen. Sie nahm indessen nur wenig Notiz von ihm, besorgte ihre Arbeit in Keller und Brauhaus und ließ im übrigen durchblicken, daß sie ein allzu armes Mädchen sei, um zur Frau auf dem Heidhof erhöht zu werden.

Lina war nun ganz an die Tür des Schafstalls herangekommen, immer das weiße Linnen vor sich hertragend.

„Aber was hast Du da nur, Peter,“ rief sie zum Jungen gewandt aus, der auf diese Begegnung offenbar gewartet hatte.

„Welches Schaf hat nun wieder auf dem Feld geboren?“

„Das hat, weiß Gott, Dein Schaf getan,“ sagte Peter und bekräftigte seine Worte mit einem triumphierenden Kopfnicken.

„Es ist ein feines Lämmchen! Es hat die ganze Zeit meine Jade angehabt. Meine Arme sind wie Eis,“ fuhr er fort und hob das Lamm ans Gesicht empor, um sich einen Tropfen von der blaugestorenen Nasenspitze wegwischen zu können.

„Nein, Donnerwetter,“ rief Lina, „dann bist Du doch auch das allerfeinste Jungchen! Hast Du das arme Tierchen in Deine Jade gewickelt? Und selbst friert Dich, daß Du nur so zitterst!“

„Ah, Sören, bist Du rein? Kann man Dir dies hier anvertrauen,“ sagte Lina und reichte dem Bauer den Wäschebeutel. Sören sah sie verliebt an und klopfte mit seinen großen Händen die Ärmel und Hofenbeine aus, die mit kurzen Haaren und Wollflocken besetzt waren. Bald darauf stand er ungeschickt mit Lines weißer, chlorduftender Wäsche da, die ihm bis unter die Knie hinaufreichte.

Die Wirtschafterin warf sich nun über das Lämmchen. „Rein, so in kleines hübsches!“ Die Ohren und Beine des Lämmchens hingen wie Perpendikel vom Körper herab, während die Haut über den sichtbaren Rippen zitterte. Das Fell war klebrig, und von den kleinen klappernden Zähnen kam ein feiner Emaillelaut, wenn es sein herzgerreißendes „Wäh“ erklingen ließ.

Lina umfaßte zärtlich den Kopf. „Kleines Lämmchen! Wir wollen versuchen, ob es sich auf den Beinen halten kann.“

Das Lamm fiel hilflos in sich zusammen — ohne Festigkeit, wie eine Qualle.

„Hast Du es von der Mutter ledern lassen?“ Peter bejahte es. „Sonst würde sie es vielleicht nicht anerkennen. Wir wollen die Mutter einmal herausbringen. Komm her und hilf mir, Niels.“ Die letzten Worte galten dem Knecht, der zu guter Stunde in der Scheunentür zum Vorschein kam.

Aber Niels als Lines Gehilfe — diese Ordnung der Dinge gefiel Sören durchaus nicht. Er hatte Grund zu der Annahme, daß ihm in dem jungen tüchtigen Dienstknecht ein alles andere als ungefährlicher Rivale erwachsen war. Er versuchte darum immer, die beiden so weit auseinander zu halten, wie die Umstände es nur immer zuließen.

„Ah, das Schaf — das hätte ich ja auch herausholen können,“ sagte Sören und drehte sich mit seiner Last einigemal um seine eigene Achse, gleichsam um eine trodene Stelle zu finden, wo er sie niederlegen könnte.

„Du wirst ja wohl die Wäsche nicht in den Dreck werfen wollen,“ sagte Lina. „Hast Du damit nicht genug zu tun?“

Niels hatte augenblicklich Order pariert und schleppte nun das Schaf aus dem Stall heraus. Das Lämmchen aber war allzu mitgenommen, um die Rippen anpacken zu können. Es wadelte hoffnungslos mit dem Schwänzchen und fiel aufs neue zusammen.

„Es muß in mein Bett hinein, eher kommt es nicht zu Kräften,“ sagte Lina. „Trag es nur hinein, kleiner Peter, ich komme dann nach. Du bist ein feines Kerlchen, Du sollst auch zum Frühstück ein weichgekochtes Ei bekommen.“

„Es ist nicht gut, allzuviel zu versprechen,“ brummte Sören. Er war vergerollt, weil er da mit der Wäsche stehen mußte, die wie eine Art von Handeisen wirkte. „Man soll einen solchen Burschen,“ fuhr er fort, „auch nicht allzu sehr bewöhnen. Vorgestern bekam er auch schon ein Ei. Die Eier stehen augenblicklich hoch im Preis.“

„Als ich Schafe hütete, war es ein gutes Recht des Hirten, für

jedes Lamm ein Ei zu bekommen, das er im Frühjahr aus dem Feld heimbrachte, und mit diesem Brauch wird nicht gebrochen, wo ich etwas zu sagen habe," meinte Lina. "Nein, wie die Euter des armen Tieres von der Milch stramm sind! Halt es gut fest, Niels, ich werde dann Viderung bringen."

Niels schlang die Arme um den Hals des Schafes mit einer Innigkeit, als wenn es Lina's Hals gewesen wäre. Lina begann zu melken.

Sören wurde immer wütender, weil er als stummer Diener dabeistehen mußte, während dem Knecht erlaubt wurde, sich geradezu an die Seite des begehrten Mädchens heranzudrücken.

"Du hältst die Wäsche doch wohl hübsch fest," sagte Lina und machte im Schutze des Schafes dem Knecht eine übermüthige Grimasse.

"Wie lange soll man hier wohl herumglohen," antwortete Sören und versuchte den Leinenhaufen mit dem Kinn so weit hinabzudrücken, daß er wenigstens einmal spuden konnte.

"Aber Sören, aber Sören," sagte Lina, "wenn Du jetzt schon unwirksam wirst, weil Du einen kleinen Dienst leisten sollst, kannst Du das Ganze ja in das Zimmer hineintragen. Aber tritt mir nur mit Deinen großen Holzschuhen nicht darauf herum!" Sören machte steif kehrt und stöckerte über den Hof nach der Flurthür. Niels und Lina stiegen sich in die Seiten, daß sie vor verhaltenem Lachen umzufallen drohten.

Die Dämmerung begann auf die Dächer herabzusinken. Auf die Blätter des Hauslauchs fiel der Tau. Die Tauben schnäbelten sich in den Dachwinkeln, bevor sie zur Nacht den Kopf unter den Flügeln verbargen. Die beiden hatten es mit dem Schlafengehen nicht eilig. Der Bauer wirtschaftete finster am Brunnen herum, wo er mit genauer Not noch beobachten konnte, ob die Sache drüben sich auch ehrlich abspielte.

Lina hatte in früheren Tagen selber Schafe gehütet. Wenn darum das Frühjahr kam, wenn an den kleinen grünenden Bachrändern das Gänseblümchen erschien und die weißen Lämmer um die alten Lehmwände herumspangen, wurde sie übermüthig. Niels und sie waren eine Zeilang Schulkameraden gewesen, dann hatte jeder an einem anderen Ort seine Schafherde vor sich hergetrieben. Trotzdem aber waren sie einander gut geblieben, und da sie nun zufällig zu demselben Bauer gekommen waren, brauchte man sich nicht zu wundern, daß die alten Erinnerungen wieder auftauchten und nach neuer Vergoldung verlangten. Und Lina war mit ihren 21 Jahren so frisch und led geworden, daß jemand schon ein merkwürdig schlappes Mannsbild sein mußte, wenn er sie ansehen konnte, ohne an ihr seine Freude zu haben.

Sören verflucht oft die Stunde, in der er Niels gemietet hatte. Ehe er nämlich gekommen war, waren gute Anzeichen vorhanden gewesen, daß er — Sören — auf Lina Eindruck machen würde. Jedenfalls war sie damals nicht geradezu abweisend gewesen, und man sollte ja doch auch nicht glauben, daß sie als armes Mädchen sich selbst so sehr in die Dichte stecken würde, ein paar leere Hände anstelle all der Felder und Wiesen des Heidhofs zu wählen, um von dem sätteren Lorfmoor gar nicht zu reden, aus dem Sören durch seine Nüchternheit so viel herausholte, wie aus dem ganzen übrigen Hof zusammen. Aber die jungen Leute waren in unseren Tagen ja so verdreht und stecden so voll Unfönn, daß man sich gar nicht mehr auf sie verlassen konnte. Nun, Lina hatte ja im Grunde niemals ja noch nein gesagt; er hatte seine Fragen vielleicht auch ungeschickt gestellt; es war ja auch nicht so einfach, derartige Dinge herauszubringen. Es war oft genug seine Absicht gewesen, er war aber nie damit zustande gekommen. Man wollte bei solchen Dingen doch gern mit dem Mädchen allein sein, und Lina verstand immer auszuweichen, und dann wurde man immer so verlegen und verwirrt — in diesem Punkt war sie nun geradezu ein Satansmädchel! —

(Schluß folgt.)

Der Laubenkolonist

Die Schäden der Winterkälte und der vorjährigen Dürre. Nadelbäume.

Die Schäden des letzten Sommers mit seiner langandauernden übermäßigen Hitze und Trockenheit und die Frostschäden des verfloffenen Winters treten jetzt erst voll in die Erscheinung. Als bis in die erste Hälfte des Januar hinein eine ungewöhnlich milde Bitterung herrschte, glaubte so mancher Sorglose, der Winter sei vorüber und der Frühling stehe vor der Türe. Wie so oft, trat aber dann ganz unvermittelt eine ungewöhnlich strenge Kälteperiode ein, während der das Thermometer außerhalb des Berliner Stadtgebiets bis auf 25 Grad Celsius Kälte sank. Dabei ist zu bemerken, daß außerhalb des Reichbildes großer Städte die Temperatur immer um einige Grade, mitunter um 4 bis 5 Grad, tiefer sinkt, und daß dieser Unterschied von wesentlichem Einfluß auf das Wohlergehen vieler unserer Gartenpflanzen ist. Manche unserer garten Gartengehölze und Stauden halten einen Frost von 20 bis 22 Grad Celsius unbeschadet aus, während sie einer Temperatur von 24 bis 26 Grad Celsius rettungslos zum Opfer fallen. So kommt es denn, daß innerhalb des Stadtgebietes jetzt viele Pflanzenarten freudig grünen und später blühen werden, die außerhalb der Winterkälte zum Opfer gefallen sind.

Am wenigsten haben Stauden- und Zwiebelgewächse gelitten, die zur Zeit der strengen Kälte von einer, wenn auch mitunter nur leichten Schneelage bedeckt wurden. Der Schnee aber, den die Dichter so gern das Vahrloch der Natur nennen, bietet für alle diese Gewächse den natürlichen Schutz, der an Wirksamkeit alle unsere künstlich hergerichteten Schutzdecken in den Schatten stellt. Als Beweis für diese frostsichere Wirksamkeit der Schneedecke brauche ich nur anzuführen, daß selbst die zartesten Alpenkräuter in hochalpiner Region, wo sie durch viele Monate in dichten Schnee gehüllt sind, der eifrigsten Kälte widerstehen, während sie bei uns in der Ebene in schneelosen Wintern oft schon verhältnismäßig geringen Kältegraden zum Opfer fallen. So hat denn bei uns die Schneedecke des letzten Winters ein vorzügliches Ueberwintern der Erdbeerpflanzen zur Folge gehabt. Wir haben also Aussicht auf eine gute Erdbeerernte, wenn, ja wenn es immer zur rechten Zeit tüchtig regnen will, und wenn namentlich jetzt der Himmel recht bald seine Schleusen öffnet.

Die vorausgegangenen Winter waren seit vielen Jahren recht mild; fluge Köpfe rebeten schon von einem Klimawechsel mit dauernd milden Wintertemperaturen, sind aber nun wohl durch die Erfahrung der beiden ersten Monate dieses Jahres eines besseren belehrt worden. Während in dem Stadtgarten Aprikosen und Pfirsiche nicht gelitten haben, hat sie der Frost draußen außerhalb des Reichbildes böse mitgenommen. Es sind nicht nur fast allenthalben die schon im Herbst vorgebildeten Blütenknospen erstoren, sondern vielfach ganze Bäume vernichtet worden oder doch bis in das ältere Holz zurückgefroren. Genau ebenso verhält es sich mit den Weintrauben, die überall in freier Lage tief zurückgefroren sind, also einen kräftigen Schnitt erfordern und insofern im laufenden Jahre mit dem Ertrag vollständig ausfallen. Aber auch in den Stadtgärten wird es mit der Pfirsich- und Aprikosenernte schlecht aussehen, da zur Blütezeit kräftige Spätfröste einsetzten, die uns bis 4 Grad Celsius Kälte brachten. Solchen Frösten, die in unserm Klima selten ausbleiben, fällt die Aprikosenblüte fast regelmäßig, die Pfirsichblüte sehr häufig zum Opfer. Daher kommt es, daß wir bei uns in Mitteldeutschland vielleicht nur alle vier bis fünf Jahre einmal mit einer leidlichen Aprikosenernte zu rechnen haben. Ich persönlich habe längst hieraus die Konsequenz gezogen, indem ich Aprikosen überhaupt nicht und Pfirsiche nur in den späten Sorten anpflanze. Späteisende Sorten blühen bekanntlich auch spät und bei später Blüte ist die Gefahr der Frostbeschädigung geringer. Diesem Umstande trägt man in weitestgehender Weise Rechnung, wenn man auch bei Auswahl der Apfel- und Birnensorten neben frühen mittelfrühen und späten pflanzt, also Sorten, deren Blütezeit 6 bis 10 Tage differiert, damit ein unerwarteter Spätfrost nur einen Teil der erhofften Ernte, nicht aber die gesamte Blüte der Kulturen vernichten kann. Will man als besonderer Liebhaber durchaus Aprikosen und neben diesen auch noch früheisende Pfirsiche ziehen, so darf man nur Spaliere an sonnig und geschützt gelegene Gebäudewände oder Spaliermauern pflanzen. Hier hat man es ganz in der Hand, die Spaliere gegen allzu strengen Winterfrost durch Vorhängen der bepflanzten Wände mit Pastmatten oder aufrangierten Teppichen und sonstigen Lappen zu schützen. Gegen den Frühling hin ersetzt man dann diese schwere Bedeckung durch eine ganz leichte Decke, am besten aus Fadleinen, die so vor die Spaliere gehängt wird, daß zwischen Decke und Spalier ein 10 bis 15 Zentimeter breiter Luftraum bleibt. Es ist vorteilhaft, diese Deckvorrichtung zum Auf- und Abrollen einzurichten. Diese Frühlingsspede hat in der Hauptsache den Zweck, die vorzeitige Sonne von den Spalieren abzuhalten und dadurch den Eintritt der Blütezeit zu verzögern. Ist aber die Entfaltung der Blüte unter solcher Decke nicht mehr zurückzuhalten, dann lüftet man sie am Tage bei sonnigem Wetter, damit sich im Sonnenschein die Befruchtung vollzieht, und läßt sie abends als Schutz gegen Nachfröste wieder herunter. Neben bindet man am besten im Herbst vom Spalier herunter, schneidet sie sofort sachgemäß, da sie nach dem Frühlingsschnitt lange bluten und dadurch geschwächt werden, und bindet sie dann ein, wenn es irgend sein kann, in Fächtenzweige. Stroh ist ein schlechtes Material hierzu, weil es die Winterfeuchtigkeit aufnimmt, aber auch Mäuse und Ratten anzieht, die dann die Reben in strengen Wintern gernagen. Das gleiche gilt für Rosen.

Im letzten Jahrzehnt haben unsere deutschen Rosenzüchter hervorragendes geleistet. Die empfindlichsten Rosenarten, namentlich die Teerosen, sind mehr und mehr aus den Sortimenten ausgeschaltet worden, dafür hat man dann winterfestere Sorten gezüchtet, vorzugsweise sogenannte Teehybridrosen, d. h. Kreuzungen der edlen zarten Teerose mit anderen Rosen, die alle winterhart sein sollten. Mit dieser Winterhärte fand es bis zum letzten Winter ganz gut; wenn wir uns jetzt aber den Schaden ansehen, so kommen wir, leider zu spät, zu der Ueberzeugung, daß in dieser Hinsicht doch noch sehr viel zu tun übrig bleibt. Wo nach meinen früher gegebenen Ratschlägen die hochstämmigen Rosen von den Stäben abgebunden, mit der Krone zum Boden niedergelegt, und die Krone dann mit der umgebenden Erde eingebettet wurde, und wo man bei den niedrig veredelten Rosen das umgebende Erdreich hügelartig über die Krone heranzog, da wird jetzt kaum ein nennenswerter Frostschaden festzustellen sein. Unter diesen Verhältnissen sind die niedrig veredelten Rosen nur etwas zurückgefroren. Nach meinen Erfahrungen haben unbedeckt nur die Gartenrosen der abnormen Winterkälte Stand gehalten, die Blut einer japanischen

Mosenart, der Rosa rugosa führen. Diese furchtbar stachelige Rose, mit großen, rosafarbenen und weißen einfachen Blüten und langer Blütdauer, die nebenbei bemerkt, ein ansprechendes, lederartiges Laub trägt und prothivolle große Hagebutten liefert, hält jeder Kälte stand. Prachtige, gefüllte Blüten hat eine aus ihr hervorgehende Kreuzung, eine hell rosarote Edelsorte, die zu Ehren des verstorbenen Schweizer Dichters den Namen Konrad Ferdinand Meyer trägt. Auch diese Sorte hat sich bei mir unbedeckt tabellos gehalten, während unsere schönste rein weiß blühende Remontantrose, die duftlose Frau Karl Druschki, bis auf den Wurzelhals zurückgefroren ist. Ganz gegen Erwarten haben auch die meisten Schlingrosen furchtbar gelitten. Selbstverständlich ist von den so stark zurückgefrorenen Schlingrosen im laufenden Sommer kein Flor zu erwarten. Man wartet ab, wo sich die jungen Triebe am Wurzelhals entwickeln und sägt dann die Krone über dieser Stelle mit einer feinen, der sogenannten kleinen Baumsäge ab. Die Wundfläche wird danach mit scharfem Messer glatt nachgeschritten und möglichst mit Baumwachs bedeckt. Bei niedrig veredelten und bei Schlingrosen kann man dem vollständigen Ausfrieren vorbeugen, indem man sie bei der Anpflanzung so tief pflanzt, daß der Wurzelhals etwa 10—12 Zentimeter in die Erde kommt. Wenn dann alles den Boden überragende Holz erfriert, hat man doch die Gewißheit, daß die im Boden ruhenden Teile lebensfähig bleiben, also erneut austreiben.

Es liegt jetzt nahe, manche Schäden dem Winterfroste zuzuschreiben, die in Wirklichkeit auf die vorjährige Hitze und Dürre zurückzuführen sind. So wird man in trockenen Lagen die unliebsame Beobachtung machen können, daß die vorjährigen Nuten der Himbeeren und Brombeeren trocken und tot sind, so daß sich erst wieder aus dem Wurzelstock neue Triebe entwickeln müssen, die aber bekanntlich erst im zweiten Jahre tragen. Die Lebensdauer der Triebe genannter Beerenobstsorten erstreckt sich auf zwei Jahre. Das jetzt beobachtete vorzeitige Absterben, das den diesjährigen Ertrag ausschließt, ist einzig und allein auf die vorjährige Dürre zurückzuführen, ebenso auch das teilweise Absterben und schlechte Blühen der Johannisbeertriebe. Aber auch im Ertrag des Kern- und Steinobstes wird die vorjährige Dürre unliebsam zum Ausdruck gelangen. So weit ich bis jetzt übersehen kann, berechtigt die Blüte der Birnen, falls sie nicht durch den Nachtfrost vom 30. April zum 1. Mai gelitten hat, zu den besten Hoffnungen, ebenso die Blüte der Kirschen und Pflaumen, während die Apfelsorten teilweise versagen. Birnen und Kirschen, deren Wurzeln sehr tief in den Boden eindringen, sind von der vorjährigen Dürre weniger als die flachwurzelnenden Apfelsorten mitgenommen worden. Unter den Äpfeln haben wieder die am wenigsten gelitten, die auf die tiefwurzelnende Wildlingsunterlage veredelt sind, während auf Zwergunterlage veredelte Äpfel, wie alles Spalierobst, Pyramiden und Buschbäume, als flachwurzler am meisten mitgenommen worden sind und deshalb wenig oder gar nicht blühen.

Der Monat Mai ist die beste Pflanzzeit für Nadelbäume. Freilich lassen sich Nadelbäumchen im Herbst und im Frühling pflanzen, am besten wachsen sie aber zur gegenwärtigen Zeit an, in der sich der junge Trieb gerade entwickeln will. Ähnlich verhält es sich auch mit immergrünen Gartensträuchern, wie Stechpalmen, oder Hülsen, Kirschlorbeern, Alpenrosen, Nuschsbäumen und ähnlichen. Die meisten dieser Gehölze, die im Herbst gepflanzt wurden, werden dem strengen Winter zum Opfer gefallen sein. Selbst die Eibe, in grauer Vorzeit ein deutscher Waldbaum, der heute aber fast überall ausgerottet ist, weil er seines schwachen Buchses halber nicht in die moderne Waldwirtschaft paßt, hat vielfach unter der abnormen Winterkälte gelitten. Es sind dies die ersten Frostschäden, die ich bei diesem Baum seit dem noch viel strengeren Winter von 1879/80 zu beobachten Gelegenheit hatte. Nadelbäume und immergrüne Gehölze, auch einige wenige laubabwerfende, so namentlich die Magnolien, jene herrlichen Frühlingsblüher, wachsen nur an, wenn sie mit festem Erdballen gepflanzt werden. Deshalb kauft man sie am besten aus Baumschulen mit Reimboden. Sobald der Erdballen auf dem Transport oder bei der Pflanzarbeit von den Wurzeln abfällt, ist ein Anwachsen selbst bei bester Pflege fast ausgeschlossen. Zu beobachten ist ferner, daß man alle Nadelhölzer nicht tiefer pflanzen darf, als sie zuvor in der Baumschule gestanden haben. Es ist hier besser, die obersten Wurzeln liegen frei, als daß auch nur ein kleines Stück des Stammes in die Erde kommt, denn ein Ersticken der Pflanze ist im letzten Falle im höchsten Grade wahrscheinlich. Eine Ausnahme machen nur die Kiefern, deren Stämme unter Umständen bei Terrainbewegungen in Gartenanlagen 1—1½ Meter tief mit Erde eingeschüttet werden können, ohne daß irgend welche Schädigung im Wachstum eintritt.

Nach der Anpflanzung müssen die jungen Nadelbäumchen tüchtig angegossen, richtiger angeschwemmt werden. Wachen sie dann Umstände wegen des Anwachsens, d. h. wollen sie nicht recht vorwärts, so überbraut man sie täglich wiederholt. Bräunen trotzdem die Nadeln, was ein bedenkliches Zeichen ist, dann errichte man um jede Pflanze ein primitives Stangengerüst, das man mit Packteinen bekleidet, das durch täglich wiederholtes Ueberbrausen so lange feucht gehalten wird, bis die kritische Zeit überwunden ist; dann entferne man Dede und Gerüst an einem trübigen Tage.

Die Nadelbäume sind die Schmerzskinder der Gartenbesitzer in den Städten. Die verdorbene Stadtluft schadet diesen Bäumen

ganz außerordentlich. Unsere Brennkohlen enthalten in verschiedenen Arten mehr oder weniger reichlich Schwefel, der durch die Gase und Fabrikfornsteine in die Luft entweicht und mit dem Sauerstoff ein Gas, die Schwefelsäure, bildet. Als schärfstes Gift allen organischen Lebens nimmt sie die im Winter belaubten Nadelbäumchen schwer mit. Am schlimmsten tritt diese Wirkung da zutage, wo vorzugsweise Braunkohlen gebrannt werden. Ein Beispiel hierfür ist München. Man wird dort in keiner öffentlichen Anlage, in keinem Hausgarten auch nur einen gesunden Nadelbaum finden. In Groß-Berlin ist die Sache nicht so schlimm. Am widerstandsfähigsten haben sich bei uns die Blausichten gezeigt, d. h. Nichten mit herrlicher blaugrauer Belaubung, besonders die Varietäten der Picea pungens, die auch absolut winterhart sind. Zur Zeit des jungen Triebes sind diese Blausichten die herrlichsten Schaustücke unserer Gärten.

Hd.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Hundenamen. Daß in den letzten Jahrzehnten eine große Zahl fremdländischer Hundenamen in unsere Sprache eingedrungen ist, müssen wir auch deshalb bedauern, da diese Wucherpflanzen manche hübsche altdeutsche Bezeichnung zu erstickend drohen. Wir brauchten die fremden Namen nicht, denn wer aufmerksam Umschau hält unter unsern deutschen Hundenamen, staunt über den ihm entgegen tretenden Reichtum bedeutsamer, anschaulicher Wörter.

Wie gemüthlich klingen Afferl, Bürschel, Gigerl, Guschel, Lumpel, Schnauferl, Schnauzerl! Auffällig sind die zum Teil schon in unserer mittelhochdeutschen Dichtung als Hundenamen belegten Flußnamen, etwa Donau, Elbe, Nedar, Rhein, Traun, Werra, Weser. In diesen Namen leben altehrwürdige, bis in die Zeit des Heidentums zurückführende Vorstellungen: unsere Altvordern meinten, Hunde, die Namen wie Wasser oder Strom oder Flußnamen hätten, könnten nicht bezagt werden, die Namen schützten die Hunde gegen die Erdmännchen. Wie wir öfter Befehlsformen als Personennamen finden, etwa Bleibtreu, Schüttlauf, Zergiebel, so auch als Hundenamen: Fagan, Greisan, Gebauf, Riebusch, Padan, Pafauf, Pufenweg, Bedauf. Nach der Farbe nennt man rötliche Hunde Brandl oder Fuchs, silbergraue Birle, schwarze Neger, Mohr oder Moor, Schwarzkopf, einen Hund mit einem lichten Fleck über jedem Auge Bieräugel. Der Eigenart der Hunde entsprechen nicht nur die einfachen Namen Bissig, Blü, Klink, Lustig, Schneidig, sondern auch die sinnvollen Namen: Windsbraut, Galgenstrick, Schlauberger, Schlaumeier, Furgelbaum, Heingelmännchen, Muckl, Kraker, Pechvogel, Prinz, Ritter, Feldweibel, Hauptmann. Neben Benennungen, die anderen Tiernamen entlehnt sind, wie Hür, Gans, Geier, Grille, Kiebitz, Maus, Wolf, steht die lange, lange Reihe von Personennamen, von so berühmten Namen an wie Marich, Blücher, Faust, Tell, Hadwig bis zu den schlichten Namen Friedel, Frit, Hans, Heinz, Karl, Gretel, Hilde u. ä. Richard Wagner nannte seine Hunde nach Gestalten seiner Werke: Kasner, Kasolt, Freier, Frida, Marke. So bietet unsere Götter-, Sagen- und Märchenwelt begeisterten Hundeliebhabern eine große Zahl edler Namen für ihre vierfüßigen Freunde, wie: Bodan, Obin, Donar, Hertta, Holle, Alberich, Frithjof, Roland, Gunter, Volkmar, Hagen, Dornröschen, Schneewittchen, Rottläppchen.

Naturwissenschaftliches.

Hexenringe. Wie aufmerksam der Volksgeist selbst auf kleine Erscheinungen in der Natur ist, dafür gibt eine eigenümliche Bildung, die am häufigsten mit den Sagen der Hexenringe belegt wird, einen nachdrücklichen Beweis. Die Hexenringe, auch Feenringe, oder Elfenanzpläge sind kreisförmige Stellen auf Wiesen, die sich in ihrer Bewachsung vor der Umgebung auszeichnen. Je nach der Jahreszeit können diese Stellen entweder ganz kahl sein, oder gerade durch junges und üppiges Grün auffallen. Sie würden dem menschlichen Auge wahrscheinlich entgehen, wenn sie nicht gerade eine so ausgesprochene Kreisform in der Umgrenzung zeigten, so aber ist es nicht wunderbar, daß die immer rege Phantasie des Volkes darauf verfallen ist, sie als Tanzplätze von Elfen und ähnlichen Geisterwesen anzusprechen, da ihre Entstehung schlechthin als ein Rätsel betrachtet werden mußte. Die Naturforschung hat mit diesem Aberglauben schnell ausgeräumt, und man weiß heute ganz genau, wodurch die Ausbildung der Kreise, die oft einen Durchmesser von mehr als zehn Metern haben, bedingt wird. Es sind Pilze von mehreren Arten, die durch ihren Stickstoffhunger anderen Pflanzen die Nahrung entziehen und sie außerdem durch ihre Wucherungen erdrücken. An der Oberfläche ist dann meist wenig von den Pilzen zu sehen, deren Fäden sich vielmehr im Boden ausbreiten. Nur ihre Früchte oder Samenträger wachsen über die Oberfläche hinaus. Aber auch die Pilze haben ihre Wachstumszeit, und wenn diese zu Ende ist, drängt sich das Gras von neuem durch, und dann zeichnen sich die Hexenringe durch ein frisches Grün aus, während das Gras in der Umgebung schon eine dunklere Färbung angenommen hat. Die Herrlichkeit dauert aber nicht lange, denn bald ist eine neue Generation von Pilzen auf dem Platz, und der Umkreis des Ringes wird von Jahr zu Jahr größer. In England ist die Erscheinung besonders häufig, aber wohl nur deshalb, weil der Regen in den englischen Parks eine besondere Rolle spielt.